

Musik bei Fuchs und Has

Die Salle de musique in La Chaux-de-Fonds nach ihrer Renovation

Schwerlich findet man einen akustisch ähnlich besonderen Konzertsaal wie in La Chaux-de-Fonds. Jetzt erstrahlt die Salle de musique in neuem Glanz.

PETER HAGMANN, LA CHAUX-DE-FONDS

Die Anfahrt mit der Bahn will erdauert sein. Wer von Biel kommt, schlägt sich erst durch einen engen Taleinschnitt und durchmisst dann die Weiten des Jura-Rückens. Noch eindrucksvoller ist die Reise von Neuenburg aus, sie wartet nach dem Aufstieg auf die Hochebene mit einer veritablen Spitzkehre auf. Was pittoresk erscheint, ist den Einheimischen ein Dorn im Auge: 400 Stimmen fehlten in der kantonalen Volksabstimmung vom Herbst 2012 zum Bau einer besseren Bahnverbindung zwischen dem oberen und dem unteren Teil des Kantons Neuenburg. In La Chaux-de-Fonds angekommen, wird der Besucher von klassischer Musik empfangen; nicht gegen die Tauben wird sie eingesetzt, sondern gegen die Obdachlosen. Und dann der neu gestaltete Bahnhofplatz: zwei ausladende Überdachungen, auf der einen Seite die Postautos, auf der anderen Sitzbänke. Wer weitergeht, muss nicht mehr um sein Leben bangen, der Verkehr ist sinnreich kanalisiert.

Uhrenmetropole am Rand

Nicht ganz, aber fast am Rand der Schweiz sind wir hier. Von Fuchs und Has, die sich da Gute Nacht sagen sollen, ist indes nichts zu sehen. Geschäftigkeit herrscht auf der Avenue Léopold-Robert, der Hauptstrasse, die in die Altstadt führt, zugleich aber den Ausgangspunkt bildet für die schachbrettartig geordnete Anlage der auf knapp eintausend Metern Höhe gelegenen Stadt. Die etwas oberhalb der Hauptachse verlaufende Rue Jardinière steht als Beispiel für die vom frühen 19. Jahrhundert entwickelte Stadtplanung. Lichtdurchflutet und weiträumig wirkt sie – hauptsächlich der tiefen Vorgärten wegen, die vor den hocheleganten, villenartigen Mehrfamilienhäusern liegen. Verdichtung ist da ein Fremdwort. An einer Ecke eine Tafel: Le Corbusier soll hier sein erstes Büro geführt haben.

Auch die Rue Léopold-Robert strahlt grossstädtisches Flair aus: Lebensader einer Stadt, die nicht mehr als 39 000 Einwohner zählt (damit aber grösser ist



Fünfziger Jahre pur, sanft konserviert, und noch immer eine Akustik zum Abheben – die renovierte Salle de musique. PIERRE BOHRER

als der Kantonshauptort Neuenburg). Einige Schritte nur, und schon stehen wir vor dem Kulturzentrum von La Chaux-de-Fonds. Es umfasst ein bezauberndes Theater à l'italienne (also mit hochgezogenen Rängen) von 1837 und die 1955 eröffnete Salle de musique, einen der schönsten Konzertsäle der Schweiz – nur leider, seiner peripheren Lage wegen, zu wenig bekannt. In der vergangenen Saison ist der Saal einer sanften Renovation unterzogen worden; jetzt wurde er wiedereröffnet und vom Publikum sogleich enthusiastisch mit Beschlag belegt.

Fünfziger Jahre pur – das hat man mit aller Sorgfalt bewahrt, obwohl der Saal auch einer tiefgreifenden technischen Erneuerung unterzogen wurde. Die Beleuchtung, die Lüftung, die Steuerung des Ganzen stehen jetzt auf der Höhe der Zeit. Die Bestuhlung mit den «strapontins», den im französischen Sprachraum üblichen Klappsitzen, wurde belassen, lediglich der Anstrich erneuert;

während der Stoff der Polster originalgetreu von derselben Firma aus der Ostschweiz gefertigt wurde, die ihn schon vor sechzig Jahren hergestellt hat.

In La Chaux-de-Fonds weiss man, was man an dem Saal hat: Seine Akustik ist einzigartig. Sie kann es problemlos mit jener in der Tonhalle Zürich, im Stadtcasino Basel oder dem ganz anders gearteten KKL Luzern aufnehmen. Die Wände des nach dem Prinzip der Schuchschachtel proportionierten Raums sind bis zuoberst mit dunklem Holz verkleidet, der Plafond ist als Kassetendecke aus Gips geformt. Überall gibt es zudem jene nach oben weisenden Streben, die an die Karyatiden im Goldenen Saal des Wiener Musikvereins erinnern – noch immer der Massstab für jede Konzertsaalakustik. Für die 1200 Sitzplätze, die sich auf ein Parkett und einen nicht sehr tiefen, an drei Wänden umlaufenden Balkon verteilen, ergibt das ein helles, klares, zugleich warmes Klangbild, das

für Kammermusik ebenso geeignet ist wie für grössere Besetzungen.

Nun werden weiterhin berühmte und weniger bekannte Künstler nach La Chaux-de-Fonds pilgern, um in der Salle de musique ihre Aufnahmen zu erstellen. Die Majors seien nicht mehr vertreten, sagt Frédéric Eggimann, der als Inhaber der Konzertagentur «In quarto» den Saal aus dem Effeff kennt; an ihre Stelle seien kleinere CD-Labels getreten, und die kämen nach wie vor. Die Salle de musique im Schweizer Jura hat ihren Nimbus – eine Fotoausstellung in der städtischen Musikbibliothek lässt erahnen, warum das so ist. Manch grosser Name aus früheren Zeiten erscheint da. Claudio Arrau ist für praktisch alle seine Aufnahmen hierher gereist; Claudio Abbado war Ende 1986 mit der Geigerin Viktoria Mullova und dem Chamber Orchestra of Europe am Werk.

In diesem Saal finden aber auch die Konzerte statt, welche die 1893 gegrün-

dete Société de Musique in La Chaux-de-Fonds anbietet. Auch sie profitiert vom Renommee des Saals – und kommt so trotz vergleichsweise geringem Budget (und komplexen kulturpolitischen Verhältnissen) zu einer Serie von zwölf Konzerten mit bedeutenden Interpreten und attraktiven Programmen. 2010 hätte das goldene Zeitalter der siebziger Jahre fast ein abruptes Ende gefunden, doch mit dem Präsidenten Olivier Linder und seinem Geschäftsführer Frédéric Eggimann sind zwei Vertreter einer jüngeren Generation am Werk, die der Société de Musique neues Leben einzuhauchen verstehen. Die Veränderungen in der Uhrenindustrie erschweren die Suche nach Sponsoren; insgesamt weisen die Zahlen jedoch wieder klar nach oben. Das Publikum ist im Durchschnitt jünger als anderswo, und es lässt sich spürbar mitreissen.

Brillanter, glänzender

Zum Beispiel von dem Pianisten Nelson Freire, einem Virtuosen alter Schule, der die eine oder andere Passage im Pedal nebel untergehen lässt, aber über eine grandiose Ausstrahlung verfügt. In der b-Moll-Sonate von Chopin liess er erleben, was sorgsam austariertes, gerade im Piano besonders kultiviertes Klavierspiel heisst – und wie herrlich der renovierte Saal klingt: nicht nur vollkommen unbeeinträchtigt, sondern fast noch besser, brillanter, glänzender. Kurze nach Freier war das Kammerorchester Basel mit Giovanni Antonini zu Besuch. Die Aufführung von Beethovens Neunter wies auf die Grenzen des Saals; das Quartett der Vokalsolisten klang etwas bedrängt. Aber auch eine solche Besetzung kommt in dieser Akustik prächtig zur Wirkung.

Wer nach dem Konzert eine kulinarische Lust verspürt, fühlt sich dann aber plötzlich in der Provinz. Das hübsche Restaurant im Theater nebenan hat seit langem geschlossen, ebenso die berühmte Bierhalle mitten im vornehmen Wohnviertel. Immerhin findet sich zu später Stunde noch ein Pizzaiolo, der den Ofen wieder anfeuern lässt und eigenhändig den Teig knetet. Auf dem Markt am Morgen danach werde ich höflich, aber bestimmt informiert, dass man sich beim Käsestand in die Reihe stellen müsse. Das gibt Gelegenheit zu einem Gespräch: Die Dame ist Abonnetantin bei der Société de Musique, war im Konzert und sprüht vor Lebendigkeit. So ist es in La Chaux-de-Fonds.

Das Jahr ohne Sommer

Wolfgang Behringer über den folgenreichen Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora vor zweihundert Jahren

URS HAFNER

Zweihundert Jahre hat es gedauert, bis das Grosseignis in der Geschichtswissenschaft angekommen ist: der Ausbruch des Vulkans Tambora im heutigen Indonesien im Frühling 1815. Allein in

DAS HISTORISCHE BUCH

Wolfgang Behringer:

Tambora und das Jahr ohne Sommer. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte. C. H. Beck, München 2015. 398 S., Fr. 31.90.

der Umgebung des auf der Insel Sumbawa gelegenen Vulkans kamen etwa 70 000 Menschen ums Leben. Der für seine Hexengeschichte und klimageschichtliche Studien bekannte Historiker Wolfgang Behringer hat in seinem neuen Buch über diese Eruption, die den vorher 4200 Meter hohen Berg etwa um die Hälfte gestutzt haben soll, für das Ereignis einen Begriff kreiert, der bald in den historiografischen Sprachschatz Einzug halten dürfte: «Tamborakrise». Ausgelöst also durch den grössten Vul-

kanausbruch der Menschheitsgeschichte – in Behringers Zeitrechnung seit dem Jahr 5000 v. Chr., seit schriftliche Quellen vorliegen –, seien in den Jahren 1815 bis 1820 auf dem gesamten Globus eine Reihe extremer Klimaverschiebungen aufgetreten, die zu Hungersnöten, Revolten, internationalen und interkontinentalen Migrationsströmen, politischen Krisen, fürsorglichen Aktionen, sozialen Reformen, kulturellen Bewältigungsversuchen und vielem mehr geführt hätten. Kurzum, der Vulkanausbruch habe die Welt verändert.

Wolfgang Behringer tritt als einer der Ersten an, die oft isoliert wahrgenommenen Phänomene in einer Globalgeschichte zu vereinen, wobei er den Fokus auf Süddeutschland und die Schweiz richtet. Aufgrund des gewaltigen Ausstosses an Gestein und Asche ging 1816 als «Jahr ohne Sommer» in die Annalen ein. Die Witterung im Frühling und Sommer war deutlich kühler, die Sonne zeigte sich tagelang nicht, es regnete fast unablässig. Das nasskalte Wetter führte zu Missernten, so dass 1817 zum «Jahr des Hungers» wurde. Erschütternd die Augenzeugenberichte von Menschen, die vor Hunger Gras und

Baumrinde verzehren und an Mangelerscheinungen und Krankheiten leiden.

Im Westen lag das Zentrum der Krise in Süddeutschland und besonders in der Ostschweiz, wo die Leute schlicht verhungerten. Einmal nennt Behringer, einen Autor zitierend, die Katastrophe «Tambora-Holocaust». Eine Naturkatastrophe indes, so schrecklich ihre Folgen auch waren und so stossend der Profit war, den etwa Lebensmittelhändler aus der Not zogen, sollte man nicht mit einem Völkermord gleichsetzen.

Individuell angefertigte «Memorialgegenstände» wie Medaillen oder bemalte Möbel zeugen vom Bedürfnis der Leute, sich an die Katastrophe und später an deren Überwindung zu erinnern. Wieso aber ist die «Tamborakrise» bis zum Jahrestag und zum Erscheinen von Behringers Buch fast nie Thema geworden? Wieso ist sie – in Aleida und Jan Assmanns Terminologie – weder im kulturellen Gedächtnis, also dem jeder Gesellschaft eigenen Bestand an Texten, Bildern und Riten, über den sie ihr Selbstbild aufbaut, noch im kommunikativen Gedächtnis präsent, das durch den mündlichen Austausch entsteht und einen Zeithorizont von höchstens vier

Generationen umfasst? Erstens ist das Ereignis zu lange her. Anders als der Zweite Weltkrieg ist es aus dem kommunikativen Gedächtnis verschwunden.

Zweitens, so Behringer, habe die Katastrophe nie in die fortschrittsoptimistische «Meistererzählung» der liberalen Historiker gepasst, wonach es nach den schrecklichen Revolutions- und Kriegsjahren um 1800 stetig aufwärtsgegangen und besser geworden sei. Wenn man gestritten habe, dann bedeutsam um «nationale Einigung» und «politische Freiheit».

Diese Themen schienen wichtiger zu sein als eine schreckliche, aber letztlich simple Versorgungskrise, die von einer Sphäre ausging, die von der auf schriftliche Erzeugnisse fixierten Geschichtsschreibung vernachlässigt wurde: der «Natur». Und diese Natur lag erst noch am Rand der zivilisierten Welt; Indonesien stand damals unter britischer Herrschaft, ab 1816 wieder unter niederländischer. Behringer rückt in seinem wichtigen, leider nicht sonderlich elegant formulierten Buch die «Natur» beziehungsweise ein «natürliches» Ereignis in das Blickfeld der Geschichtsschreibung, das mannigfaltige Auswirkungen auf die

Menschen und die Gesellschaft zeitigte. Dass der Autor dabei «sein» Ereignis möglichst «stark» zu machen versucht, also möglichst viele Erscheinungen der Folgejahre in einen Zusammenhang mit dem Tambora-Ausbruch bringen will, ist verständlich, mutet aber zuweilen gar übertrieben an.

Auf den Ausbruch des Tambora wären demnach nicht nur die Revolutionierung des Strassenbaus, die Begründung des Rheins – das bis dato grösste deutsche Bauprojekt überhaupt – oder das bayrische Oktoberfest zurückzuführen, das die durch die Krise aufgeworfenen Gräben zwischen den sozialen Schichten kitten sollte, sondern zum Beispiel auch die Entstehung der englischen Klassengesellschaft und die «Erfindung» Australiens. So nannten die krisengeschüttelten Briten den Kontinent, auf den sie ihre Strafgefangenen abschoben. Aber «Australien» wäre auch ohne den Vulkanausbruch geworden, was es wurde. – Dass hingegen die «Tamborakrise» uns Heutige für die «Vulnerabilität der menschlichen Kultur» und insbesondere den Klimawandel sensibilisieren möge, dieser Hoffnung kann man sich nur anschliessen.